

# **Landesbibliothek Oldenburg**

**Digitalisierung von Drucken**

## **Norddeutsches Volksblatt. 1887-1918 7 (1893)**

173 (8.9.1893)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-226723](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-226723)

# Norddeutsches Volksblatt.

Organ für Vertretung der Interessen  
des werththätigen Volkes.

Redaktion und Expedition: Bant, Adolfsstraße Nr. 1.

Abonnement	
bei Vorauszahlung frei in's Haus:	
vierteljährlich . . . . .	2,10 M.
für 2 Monate . . . . .	1,40 "
für 1 Monat . . . . .	0,70 "
incl. Postbefreiung.	

**Er scheint täglich**  
mit Ausnahme der Tage nach Sonn-  
und gesetzlichen Feiertagen.  
Inserate die viergespaltene Seite 10 A  
bei Wiederholungen Rabatt.  
Verlegungsstelle Nr. 4757.

Inseraten-Einnahme für die laufende Nummer bis spätestens Mittags 1 Uhr. Größere Inserate werden früher erbeten.

Nr. 173.

Bant, Freitag den 8. September 1893.

7. Jahrgang.

## Verlorene Liebesmühe.

Der Herr Kultusminister in Preußen ist sehr besorgt, die preussische Jugend „genußmüthig“ zu machen. Er hat deshalb in einem Rundschreiben sich dahin ausgesprochen, daß der Geschichtsunterricht in den Volksschulen sich weniger mit der alten und mehr mit der neueren Geschichte beschäftigen sollte; namentlich legt der Herr Minister großen Werth darauf, daß die Jugend ein klares Bild davon erhalte, wie sehr der „große Kurfürst“ und die auf ihn folgenden Könige von Preußen für die Förderung des Volkswohles besorgt gewesen seien.

Bei der Geschichte handelt es sich nur um die Vergangenheit; wir nehmen also an, daß der Kultusminister besonders die preussischen Könige des vorigen Jahrhunderts im Auge hat. Die historischen Leidsbücher wissen allerdings an dem „großen Kurfürsten“, an Friedrich I., Friedrich Wilhelm I., Friedrich II. und Friedrich Wilhelm II. Regententugenden aller Art zu entdecken, von denen wir nicht bemerken, und wenn der Herr Kultusminister mit Niemandem als nationalliberalen und konservativen Geschichtsprofessoren zu rechnen hätte, dann würde sein Unternehmensehrgeiz sehr leicht sein. Aber die unabhängige Geschichtsschreibung hat durchweg ein sehr strenges Urtheil über die in Rede stehenden Könige gefällt, das wir im Einzelnen nicht zu begründen brauchen. Daß unter diesen Fürsten sich Preußen immer mehr zum reinen Militärstaat ausgebildet hat, mögen Andere als Förderung des Volkswohls betrachten, wir nicht. Dabei sind noch eine Reihe einzelner Erscheinungen in's Auge zu fassen, die keineswegs mit der „Förderung des Volkswohls“ etwas zu thun haben. Wenn Friedrich Wilhelm I. sparfam war, so ist das zu loben; aber wenn er Bürger eigenhändig durchprügelte mit den Worten: „Nicht fürchten, sondern lieben sollt ihr mich!“, wenn er überall die „langen Kerle“ anwerben ließ, wenn er den Philosophen Wolf „bei Strafe des Stranges“ auswies und wenn im „Tabak-Kollegium“ sich die geistige Höhe seiner Regierung darstellte, so muß auch für den speziell preussischen „Patrioten“ das Bild dieses Soldatenkönigs sehr getrübt erscheinen. Friedrich II. mag von den „Morisepatrioten“ als Heldherr bewundert werden, aber seine von Schmeichlern aufgebauhten „Regententugenden“ erscheinen bei näherer Betrachtung als Kennen einer autoritären Natur und seine Bevorzugung der Junker zeigt seine Sorge für das Volkswohl in eigentümlichem Lichte. Unter Friedrich Wilhelm II. herrschte bekanntlich eine Wairessenwirtschaft, die das härteste Urtheil der Geschichte herausfordert; damit ging eine brutale Verfolgung aller freireligiösen Bestrebungen Hand in Hand. Doch genug damit — der preussische Kultusminister ist nicht die Geschichte und die Geschichte richtet sich auch nicht danach, was dieser von seinen Schulmeistern der Jugend erzählen läßt.

Wir wollen indessen annehmen, es sei gelungen, der Jugend das vortheilhafteste Bild von den Regierungen der erwähnten Fürsten beizubringen, indem man alle Schattenseiten verhält und nur die vortheilhaftesten Punkte in's Licht gerückt hat; wir nehmen an, die Pfriale von den Verdiensten jener Regierungen um das Volkswohl sei den Schülern so eingebläut worden, daß sie dieselben nach der Meinung des Herrn Ministers als „geistiges Gut“ mit auf den Lebensweg nehmen können. Was werden sie damit anfangen?

Nehmen wir an, ein mit diesem kostbaren „geistigen Gut“ ausgerüsteter Arbeiter tritt in die große Armee der industriellen Lohnsklaven ein. In anergischer Genügsamkeit ist er mit seinem geringen Lohne zufrieden. Aber die Konkurrenz der Unternehmer drückt auf die Löhne; sie werden reduziert, daß man bei aller Genügsamkeit damit nicht auskommen kann. Soll sich der darbenende Arbeiter vielleicht mit der Erinnerung an die Siege von Jüterbock und von Hohenhausen über seinen unzulänglichen Lohn trösten? Er wird sich unserer Meinung nach den Organisationen anschließen, die nach besseren Arbeits- und Lebensbedingungen streben; für ihn wird das berühmte Wort Johann Jacobys, daß ein kleiner Arbeiterverein für die Zukunft wichtiger sei, als ein großer Sieg auf dem Schlachtfelde, zur vollen und ganzen Wahrheit.

Ober ein preussischer Tagelöhner, der in der Schule die Ueberzeugung eingebrüllt bekommen hat, daß die alten preussischen Könige sich so sehr um das „Volkswohl“ abgesehrt — welchen praktischen Gebrauch soll er davon machen, wenn er vom Rittergutsbesitzer schlecht bezahlt, schlecht bezahlt in einer Art Viehhall einquartiert und auf Grund der Gefährdung wird ein Leibesgenosse behandelt und mißhandelt wird? Glaubt der Herr Kultusminister wirklich, die Erinnerung an den „alten Fritz“ könne einem

solchen Manne sein Dasein versüßen? Soll ihn seine grobe und kärgliche Kost besser schmecken, weil Friedrich II. mit seinen „Tafelgebern“ sparfam umging? Soll er die Reitzeitsche des Gutsoverwalters weniger spüren, wenn er an den „Zietzen aus dem Busch“ denkt?

Dieser Versuch, die Befinnung eines Volkes durch schulmeisterliche Dreyjur zu regulieren, sieht für uns auf derselben Höhe, wie der Versuch des früheren Kultusministers von Puttkammer, unbekümmert um die Wissenschaft die deutsche Rechtschreibung zu „kaserniren“.

Wir sehen wohl, daß die alten Gewalten Alles daran setzen, der gegenwärtigen und der heranwachsenden Generation möglichst viel Respekt vor „Autoritäten“ beizubringen. Die Katholiken resp. Ultramontanen treiben dies soweit, daß sie dem Papi Leo XIII. den Namen „Arbeiterpapi“ beilegen!

Wögen sie es thun! Der größte Revolutionär der Weltgeschichte, der knurrende Wagen, fämmert sich den Teufel um „Autoritäten“, mögen sie der Vergangenheit oder der Gegenwart angehören.

Das werden der preussische Unterrichtsminister wie der „Arbeiterpapi“ in gleichem Maße erfahren.

## Politische Rundschau.

Bant, den 7. September.

Der militärische Wahnsinn macht Fortschritte. Jetzt ist er schon bei der militärischen Dienstpflicht für weibliche Personen angekommen. So lange dem Militarismus bloß die männliche Bevölkerung ihren Tribut zu entrichten hat, wird er immer nur Stückwerk bleiben. Es hat sich daher ein nicht genannter Verfasser das Verdienst erworben, ein Schriftchen zu veröffentlichen „Die Mädchenerziehung im preussischen Militär-Waisenhaus in ihrer Bedeutung für unser Volk.“ (Wolfsbüchel, Jul. Zwißler.) Der Verfasser will dem Militär-Waisenhaus, dem er großes Lob spendet, ähnliche, in gleichem Geiste geleitete Institute für die Töchter des Volkes, deren Eltern noch leben, und die bereit in einen Dienst treten wollen, an die Seite stellen. Es soll darin konfirmirten Mädchen an die zwei Jahre Gelegenheit geboten werden, „den Geist der Ordnung zu erfassen und alle die Fertigkeit zu erwerben, die für den weiblichen Beruf nöthig sind.“ Zunächst versichert der Verfasser auf direkten Staatszwang, aber indirekt könnte ein Zwang erreicht werden, „indem alle Hausfrauen, die jetzt unter der Diensthakenkalamität leiden, sich verpflichten, nur ein solches Mädchen in Dienst zu nehmen, das seine Lehrjahre (seine militärische Dienstpflicht) mit guter Führung verstanden. . . . Der Uebergang wird Jahre umfassen. Danach wird der Nutzen einer Erziehung, getragen von dem guten Geiste der Erziehung des preussischen Militär-Waisenhauses, klar vor aller Augen liegen.“ Wir hätten eine der Dienstpflicht des Jünglings entsprechende Einrichtung, deren Ausbau uns voraussichtlich lange beschäftigen würde, aber Tüchtiges ermarnten ließe. Dürfen wir uns auch keine reichen Erfolge versprechen, dennoch bleibt unermüdliche Thätigkeit in dieser Richtung Pflicht für jeden denkenden Menschen.“ Auch an eine Aufzucht der dienenden Mädchen hat der geistreiche Militär-Pädagoge gedacht. Die Mädchen bleiben gewissermaßen im Verlaubtenverhältnis; „richtige Kontrollversammlungen, wie sie der Soldat, wären auch hier für das Mädchen angebracht.“ Der Verfasser scheint ein schreibender Offizier a. D. zu sein. Es sollte uns wundern, wenn die Idee nicht in militärischen Kreisen Anlang fände. Verriecht genug ist sie dazu.

In der am 5. September stattgefundenen Reichstagserversammlung für den Kreis Rattowitz wurde der Amtsgerichtsrath Letocha (Ztr.) mit 18 000 von 20 000 abgegebenen Stimmen gewählt.

Gestern nahm in Augsburg der deutsche Juristentag seinen Anfang. Es sind bisher über 300 Theilnehmer eingetroffen, weitere werden erwartet. Seitens der bayerischen Regierung wird der Justizminister Herr v. Leonrod den Juristentag offiziell begrüßen. Auf der Tagesordnung steht u. A. auch die alte Streitfrage der deutschen Gerichtsverfassung: Laiengericht, Schöffengericht, Schurmergericht. Referate hierüber haben der bekannte Oberstaatsanwalt Hamm-Röll und der Präsident des deutschen Juristentages Rud. v. Geisler übernommen. Auf die Verhandlungen des Kongresses werden wir noch eingehend zurückkommen.

Der Bräutigam von Bayern ordnete die Schließung der durch die Waffenerkantungen betroffenen Kasernen des Leibregiments an.

Der Antisemit Paasch, der dieser Tage auf der Unterjuchungshaft entlassen worden ist, weil er ver-

nehmungs- und verhandlungsunfähig sein soll, ist auf Veranlassung der Polizei, die Paasch für einen gemeingefährlichen Irren nach den Gutachten der Charitéärzte hält, nach der Irrenanstalt Dalldorf überführt worden. Die antisemitische „Staatsbürger-Zeitung“ hatte behauptet, daß die Ueberführung dem Gutachten der Irrenärzte geradezu widersprochen habe, welche Behauptung durch die „Nordd. Allg. Ztg.“ eine Berichtigung in obigem Sinne erfahren hat. Paasch leidet an Verfolgungswahnsinn.

Ein Bild aus der Gegenwart. Die Unhaltbarkeit unserer heutigen Zustände erfährt durch ein neues Straßburger Vorkommniß, das nicht verfehlt wird, in der Brust jedes Menschenfreundes tiefe Enttäufung hervorzurufen, eine entsprechende Beleuchtung. Der Vorfall wird von den liberalen Straßburger „N. Nachr.“ in folgender Weise erzählt: „Eine Arbeiterfrau, deren schwere Stunde herannahte, suchte um Aufnahme ins Spital nach, wurde aber vom Pförtner des Spitals nach der Klinik verwiesen; schon unterwegs schwante sie und kam in einem Zustand an der Klinik an, der Jedem zeigen mußte, daß hier schleunige Hilfe nöthig war. Der dortige Pförtner wies sie jedoch ab — weil keine Betten da seien! Hätte es sich nicht gehört, hier den Arzt zu rufen? Kann ein Pförtner überhaupt eine Frau eigenmächtig abweisen? Und hätte man für die Frau nicht ein Plätzchen finden können? — Eine herbeigekommene Dame führte die Frau, bis eine Droschke geholt wurde. Am Spital angekommen, zog man die ohnmächtige Frau und ein todes Kind heraus! — Wer hat den Tod des Kindes verursacht? Leben wir denn in Rußland, daß man eine Frau in höchsten Nöthen auf die Straße wirft und zwei Menschenleben in Gefahr bringt? Die einzige Mittheilung der Straßburger „N. Nachr.“ zeigt wohl zur Genüge, daß man durchaus nicht in Rußland zu leben braucht, um derartige Fälle zu erleben. Der Militärstaat par excellence, der immer neue Millionen dem Noth opfert, hat selbstverständlich kein Geld, um Kliniken in genügender Weise auszurüsten. Wer zweifelt noch daran, daß wir in der „besten aller Welten“ leben?

Ein werthvolles Eingeständniß über den Charakter der „heiligen Kirche“ macht das streng orthodoxe Süddeutsche „Das Volk“. In einem Sedanartikel schreibt es: „Am meisten schmerzt es uns, daß unsere evangelische Kirche, deren Aufgabe es ist, ewige, göttliche Wahrheiten zu verkünden, in der die Wahrheit stets eine Stätte finden sollte, noch so wenig bereit ist, diese Wendung zur Wahrheit einzuschlagen, sondern unter einer Fülle von Widersprüchen leidet. Sie nennt sich Dienerin Jesu Christi und ist nur eine Dienerin des Staates; sie verpflichtet ihre Geistlichen in feierlicher Handlung auf Bekenntnisse und wacht nicht darüber, daß sie an denselben feiltreten; sie nennt das Wort Gottes ihre einzige Norm und läßt ihre Diener von Professoren vorbilden, von denen viele in der Schrift nichts als Verhängung gegen Harnack, und ihr Vizepräsident labet ihn auf seine Kanzel ein. Sie beugt sich vor den Vornehmen, während ihre Diener durch eine einseitig abstrakte Bildung dem Volksleben entfremdet werden, sie ist mit den Reichen und predigt den Armen. Wo so viele Widersprüche sind, wo soll da eine einheitliche reale Kraft zur Entfaltung kommen? Wie sehr thut da noch eine Wendung zur Wahrheit!“ — Abgegeben von der albernsten Klasse, betreffend die Schrift als Menschenwort, ist hier das Richtige getroffen. Ja, Dienerin der herrschenden Gewalten ist die Kirche, wie sie es zu allen Zeiten war, ein Mittel zur Beherrschung des armen Volkes im Interesse der Privilegirten. Wenn wir das sagen, nennt man's „Lästerung“, — wenn's aber kirchliche Organe selbst zugeben, dann wird man's doch wohl als Wahrheit gelten lassen müssen.

Das Anhalter Konfitorium will keine Sozialdemokraten im Kirchenrath haben. In Dech bei Zeitz wurde ein Sozialdemokrat in den Kirchenrath gewählt. Die Frommen im Dorfe waren darob außer sich und reichten bei dem herzoglichen Konfitorium Beschwerde ein, welches die Wahl eines Sozialdemokraten für unzulässig erklärte und die Vornahme einer Neuwahl anordnete.

Durch achtzig Strafmandate erinnert die Polizei von Teterow (Mecklenburg) die Einwohner dieser guten Stadt daran, daß das Auge des Befehlsh. Zur Zeit der Reichstagswahl wurde in Teterow eine Wählerversammlung abgehalten, in welcher unser Parteigenosse Schwarz aus Lübel sprach. Die Versammlung war ordnungsmäßig angemeldet und nahm im Ganzen einen rubigen Verlauf. Der Andrang zu derselben war auch von Nichtarbeitern so groß, daß der kleine Saal die Erschienenen

nicht zu fassen vermochte und man zog es daher vor, in den Garten zu gehen. In demselben Rekt zu eine Art Bretterkuppeln mit erhöhtem Boden und hielt Herr Schwarz von diesem aus seine Rede. Die Angelegenheit wäre bereits fast vergessen, wenn man sich nicht erinnert hätte, daß politische Zusammenkünfte unter freiem Himmel in Westfalen nicht gestattet, und daher strafbar seien. So ist denn nun in diesen Tagen etwa 80 Personen eine gerichtliche Strafverfügung in Höhe von M. 1 und M. 1,10 Kotten, zusammen M. 2,10, zugestellt, mit der Aufforderung, den Betrag binnen acht Tagen zu entrichten. Da man mit diesen Strafmandaten nicht nur Sozialdemokraten, sondern auch Leute aus anderen Kreisen getroffen hat, so ist die Aufregung keine geringe. Ehemalige Spießbürger bekommen ein Strafmandat wegen Besuchs einer verbotenen Versammlung. Das kann auch nur in Tegetow passieren!

— Endlich! Unser Bruderorgan, die „Münchener Post“, bringt die interessante Mitteilung, daß dieser Tage die Polizei das im Jahre 1887 unter dem Sozialistengesetz konfiskierte Vereinsvermögen des vom Polizeiverbot betroffenen Mauerfachsvereins herausgegeben hat. Es sind 78 Mark 86 Pfennig, die bei der Spartasse angelegt waren. An das im Jahre 1890 von einem Beteiligten öffentlich gestellte Verlangen der Herausgabe hatte die Polizei die Bedingung gestellt, daß die früheren Vereinsmitglieder durch Unterschrift ihr Eigentum reklamieren müssen. Die Sozialdemokraten machten sich an das Auffinden der Mitglieder und brachten in drei Jahren die Unterschriften zu Stande.

— Die hoffarme, die schreckliche Zeit ist für die Journalisten der „gutgesinnten“ Presse immer noch nicht vorüber; es giebt nichts so thönu auf dem Gebiete der hohen Politik, denn die politischen Größen ruhen aus von den Strapazen der letzten Campaigne. Da ist es nur gut, daß diese Presse über Kaisermandate, Kaiserreisen und Kaiserreden berichten kann, wobei selbstverständlich der Byzantinismus zu seinem „vollen Rechte“ kommt. Es wäre auch gar zu schrecklich, wenn die Welt nicht erführe, was die hohen und höchsten Herrschaften gegessen und getrunken haben, wie die Festzeiten die Schlaf- und Wohnzimmer der Herrschaften eingerichtet waren u. Die „Kön. Ztg.“ schildert das ihren Lesern mit in spaltenlangen Leitartikeln; sogar das Bärenfell vor dem Ruhebetzte der Kaiserin ist darin herbeischäftigt. Man erfährt, daß das Tagesgestirn sich reichlich Bahn brach, Königs Festkleid umwehend „mit goldener Verklärung“ zur herrlichen Erhebung der buldoolen Fürstin auf den Kaiserthron. Und weissen „Mannesberg“ fühlt sich nicht „gehoben“, wenn er liest: „Die Kaiserin sah in schwarzer Sammetollette und kleinem schwarzen Hüchchen so anmutig und lieblich aus, sie nickte so freundlich und herzlich den oft vielsticht allzu hümmischen „Hochrufen“ zu, daß man wieder eine aufrichtige Freude daran hatte, ein Deutscher zu sein und eine Kaiserin zu haben.“ Daneben nahmen dicht gedrängt stehende „barrenre Menschenlieder“ sich recht würdig aus, die sich alsobald in „kaiserliche Kälmerinnen und Kälmer“ verwandelten. Der Kaiser wird gepriesen als der „Mächtigeste auf Erden“ und des Lobes der „treuen Rheinländer“ wird auch nicht vergessen. — Also geschrieben im Jahre des Heils 1893 im Lande des Volkes der „Denker“ und des „Männerholzes“.

— Was ist Aberglaube? Ein religiöser Gegenstand. Dies sagt, wie die „Eig. Votr. Volksztg.“ mittheilt, die Kreisdirection zu Mühlhausen. Vor einigen Tagen ging derselben nämlich ein Verarmungsgesuch zu mit dem Thema: „Aberglaube bei Krankheiten und Arzneyen und dessen Einfluß auf die Krankenanstalten.“ Der Referent, welcher in dem Gesuch angeben war, ist Herr Karl Willmann, Mitglied des Vorstandes der Ortskrankenkasse Mühlhausen, Stadt. In dieser Eigenschaft gedachte er zu referieren; das heißt, ihm schwebte bloß vor, die Vorurtheile vieler Kranken gegenüber gewissen Krankheiten, Arzneyen und Kerzen zu besprechen und vor ihnen (den Vorurtheilen) zu warnen. Der gute Mann überlegte bei der Redaktion seines Themas nicht genügend, daß das Wort „Aberglaube“ einer verchiedenen Deutung fähig ist und daß es im Reich der „Dichter und Denker“ Staatsbeamte giebt, welche dieses Wort nur von seiner trivialen religiösen Seite kennen, hintermalen der „Sieger von Sadoma“ es unterlieh, sie auf die wohlberedigte literarische Freiheit aufmerksam zu machen, welche es erlaubt, Worte auch in anderem als dem trivialen Sinn, nämlich sinnbildlich anzuwenden. Kurz, die Wahl des Wortes „Aberglaube“ an Stelle von „Vorurtheil“ in besagtem Thema wurde dem Einberueter vorhängnisvoll. Demselben ist folgendes Schreiben zugegangen:

Mühlhausen, den 30. August 1893.  
Die am 29. d. M. hier eingegangene Anzeige einer für den 4. September d. J. beabsichtigten öffentlichen Volksversammlung entspricht nicht der Vorchrift des Artikels 1 Absatz 2 des Gesetzes vom 6. Juni 1868, weil ausweislich der vorgelegten Tagesordnung die Besprechung religiöser Gegenstände bezwedt wird. Ich bin daher nicht in der Lage, eine Empfangsbekanntung zu ertheilen.  
Der Polizeidirektor (zet.) Sommer.  
Höfentlich gelangt die Kreisdirection Mühlhausen nach einigem Nachdenken zur Einsicht, daß eben ihr vorstehender Erlass ein St. äßen bedenklichen „Aberglaubens“ darstellt. Wegen die Verfügung ist Beschwerte erhoben, da auch zur Ergänzung mangelhafter Schulkenntnisse bei Beamten dieser feierliche Weg beschritten werden muß.

Paris, 5. September. In Paris ging es bei den Stichwahlen bedeutend lebhafter her, als bei den Hauptwahlen. An einzelnen Punkten kam es sogar zu Ruhestörungen, die jedoch keinen ersten Charakter trugen. Auf den Terrassen und Trottoirs vor den Cafes, ja sogar auf dem Fahrdamm bildeten sich Gruppen, die die Wahlfrage lebhaft diskutierten. Großer Jubel herrschte in fast allen Straßen, als das Wahlresultat bekannt wurde, über den glänzenden Sieg, den die Sozialisten in Paris errungen, sowie über den Sturz des verhassten Floquet, der in seinem Panamafischthum heden geblieben ist. Die Niederlage des nicht minder verhassten Clemenceau, Maujan und Vichou wurden lebhaft beklungen, während diejenige des Bonapartistenführers Cassagnac stürmische Heiterkeit hervorrief, denn dieser alte Raufbold, der in der verflochtenen Kammer so viele lärmende Auftritte herbeizugeführt, hat immer damit geprahlt, er sitze in seinem Wahlkreise so fest, daß ihn Niemand verdrängen könne. Bis spät in die Nacht hinein konnte man die Carmagnole, Marseillaise und andere Freiheitlieder singen hören. Fast die Hälfte der Pariser Abgeordneten sind Sozialisten, und die französischen Sozialisten können mit demselben Rechte, wie wir Deutsche von Berlin, jetzt von ihrer Landeshauptstadt sagen: Paris gehört uns! Wenn man die Kandidaten der Millerand'schen Gruppe hinzurechnet, wird Paris, das im Ganzen 45 Abgeordnete hat, in der neuen Kammer von 27 Sozialisten vertreten. Mit dem Fall Clemenceau's und seiner Adjutanten hat das radikale Bürgerthum seinen fähigsten Führer verloren — die Führung der radikalen Opposition geht an die Sozialisten über. Kurzum, der bürgerliche Radikalismus wird durch den Sozialismus verdrängt und das ist gut für uns, aber den Gegnern ein Dorn im Auge. In der Provinz sowie in der nächsten Umgebung von Paris geht es während des ganzen Wahltages und auch nach Verkündigung des Resultates ruhig zu mit Ausnahme von Reuilly und St. Denis, wo es besonders lärmend berging. Aber auch hier wurde die Ruhe ohne polizeiliches Einschreiten wieder hergestellt. Es ist ja zwar nicht zu ver-

fennen, daß unsere französischen Genossen durch eine gewisse Einigkeit bei der Nachwahl vieles wieder weit machen, was durch ihre Zerfahrenheit bei der Hauptwahl verloren ging, aber nicht zu verkennen ist es auch, daß ihnen noch Biel zu thun übrig bleibt, um weitere Siege von principieller Bedeutung zu erringen.

**Belgien.**  
Für das Willkürsystem tritt die Brüsseler „Reforme“ ein und verlangt dessen Einführung in Belgien. Sie zeigt, daß Belgien, das ebenso wie die Schweiz durch europäische Verträge zum neutralen Staat gemacht ist, mit einem Willkürer seine Neutralität weit besser und billiger verteidigen kann, als mit dem stehenden Heer, über das es jetzt verfügt. Das ist unseilselbst richtig, wie aber die Furcht der Bourgeoisie vor einem Wehrsystem, das dem ganzen Volk und also auch den Arbeitern die Hände in die Hand giebt, nicht vermindern. Nicht Schuß des Staates gegen auswärtige Feinde, sondern Schuß der kapitalistischen Gesellschaft gegen die sozialistischen Arbeiter ist ja der Zweck des modernen Militarismus. Immerhin ist es von Werth, daß der Gebanke des Willkürsystems sich Bahn bricht.

**England.**  
London, 6. September. Der am Montag Mittag in der Ulsterhalle in Belfast eröffnete Kongress der Gewerksvereine, der 115 Delegirten weniger zählt als der vorjährige, wurde von dem Abgeordneten Mr. John Wilson mit folgender Ansprache eröffnet: Es werde behauptet, sie seien nach Belfast gekommen, um das und Zwietracht zwischen den Arbeitern und ihren Arbeitgebern zu säen. Dagegen erkläre er als Vertreter der parlamentarischen Arbeiterpartei, daß das unmöglich wäre, wenn anständige Löhne und gute Behandlung die Regel wären; wenn aber die den Arbeitern gemährten Lebensbedingungen vor der Prüfung nicht Stand halten sollten, dann würde ihnen allerdings die Rolle von „Unruhestiftern“ (?) aufzuweisen werden. Die Politik interessire sie allein, sofern sie auf die Lage der arbeitenden Klasse Bezug habe.

**Amerika.**  
Chicago, 6. September. In der landwirthschaftlichen Sektion der Weltausstellung wurden Deutschland 21 Auszeichnungen zuerkannt. Rußland erhielt 52, Schweden 3 und Dänemark 1 Auszeichnung.

**Gewerkschaftliches.**  
— Der Streik der Hamburger Korbmacher dauert fort, indem noch 26 Mann zu unterschlagen sind; wir werden aufhalten, bis alle Mann untergebracht sind und den arbeitenden Kollegen das Ertrugene nicht wieder entzogen werden kann. Nachmal's richten wir an alle Arbeiter Deutschlands die Bitte, uns in unserer Lage zu unterstützen, damit den Korbmachern das bereits Ertrugene nicht wieder entzogen werden kann. Briefe und Sendungen werden erbeten an L. v. Dabbe, v. Nr. Herrn Borchert, Thalstraße 17, St. Pauli Hamburg.  
— An die Reichsinnen und Deizer Deutschlands! Die in einzelnen Tagen bestehende Votergelahr steigt uns, mit gebieterischer Rothwendigkeit bagoen Stellung zu nehmen, daß wir zum Nutzen von Reichsinnen und Triebwerken denkmähen Lagen und in einem geraden, beherrschenden Zustande übergeben werden. Nicht allein diererreg ist, daß hiesigen von Ungleichheit, Verwahrlosung und Excrementen verunreinigt sind, sondern noch eine viel größer Gefahr ist für uns und unsere Familien vorhanden, nämlich die Anfechtung durch die in den Vuglappen enthaltenen Krankheitserreger. Die Vuglappen bestehen meist aus alten abgetragenen und zerrissenen Kleidungsstücken, und es ist eine bekannte Thatsache, daß von Personen fern waren, deren schlechte Sachen zum Lumpenhaufen wandern, um dort als Vuglappen weiter verkauft zu werden. Auch die in den einzelnen Städten bestehenden Wäscheanstalten ändern an der Thatsache nichts, da es dem guten Willen der Heimbewohner überlassen bleibt, ob sie die Vuglappen desinfizieren lassen wollen oder nicht. Was wir vor allen Dingen verlangen müssen, ist, daß bei Handel mit Vuglappen verboten wird, oder mindestens dem Heimbewohner die Verpflichtung auferlegt wird, die Vuglappen vor dem Verkauf desinfizieren zu lassen. Um nun unseren Wänschen mehr Nachdruck zu

**Eine eilige Weirath.**  
Von Maxson-Horestier.  
Aus dem Französischen von Eug Heine.  
(Nachdruck verboten.)  
Es herrschte Schweigen im Zimmer. Der alte Notar, mit dem Rücken gegen den Ofen gelehnt, die Daumen in den Armlöchern der weißen Weste, schien nachdenklich. Endlich plakte er heraus:  
„Allerdings — jamoh! das habe ich Ihnen ja schon angebeutet, Tavernier, untereinander hat bereits die schwierigsten Sachen fertig gebracht. Wenn der Adel sich durch seine Andernwirthschaft zu Grunde gerichtet hat, was kann ich dafür. Ich habe mein Geschäft geführt, daß mir keiner an den Kragen kann. Aber wie das so zugeht, da kommt metnetwegen der Herr Baron so und so eines schönen Tages zu mir und sagt so ganz nebenher: „Können Sie mir nicht auf ein paar Monate einige tausend Mark borgen.“  
Wenn nun Jahr und Tag drüber hingegangen und der Rusje Urian hat sich nicht wieder sehen lassen, so kann es doch nicht anders kommen, als daß ich ihn föhlich anmahne und ihm schreibe, ich bin Notar und kein Bankier, bitte schicken Sie mir mein Geld.  
„Nun, dann heißt es gemöndlich: Lassen Sie die Wenigkeit als Hypothek eintragen und borgen Sie mir noch etwas dazu. An Zinsenjahren ist nicht zu denken, aber stets kommt man mit neuen Forderungen und das Ende vom Liebe ist: Die ganze Herrlichkeit kommt zur Substantiation.  
So ist das zehn und zwanzig Mal gegangen. Das ist aber doch Schuld der Leute, die weder wirthschaften noch rechnen können und in's Blaue hineinleben und nicht die meintege.  
Da heißt es denn hinterher:  
Da ist schon wieder einer, dem Papa Delannoy den Hals zugesogen hat. Was scheer ich mich aber um das Geschwätz der Leute, die verstehen den Teufel davon. Da

muß man anerkennen und ich weiß das aus Erfahrung; auf solcher abschüssigen Bahn sind es oft die Frauen, welche die Karre wieder aus dem Sumpf ziehen.  
Stirbt gar der Mann und hinterläßt eine tüchtige Frau, so hat diese oftmals eine schier verlorene Sache wieder aufgerichtet. — Na, aber Tavernier, was ist denn dabei zum Lachen?“  
Tavernier war bei dem alten Notar zum Mittagessen, man hatte gut gegessen und getrunken. Tavernier hatte es sich bequem gemacht und rauchte eine gute Zigarre; er überlegte eben in der Stille, wie er sich mit den gnädigen Damen in Zukunft stellen wolle, denn er war ein junger Rechtsanwalt und hatte dem alten Notare seine Praxis abgekauft. Der Alte setzte sich schwer reich zur Ruhe.  
„Ich dachte eben daran — Sie sind der Vertraute der ganzen Haute volée gewesen. Sie müssen doch auch manche interessante Liebesgeschichte kennen gelernt haben. Haben Sie auch in Heirathsvermittlungen gemacht?“  
„Das ist nicht oft vorgekommen.“  
„Nur keine Ausreden Papa Delannoy — Sie haben mich zum Mittagessen eingeladen, da draußen zieht der Regen in Strömen, Madame Delannoy ist auch wohl müde, nun erzählen Sie mir zum Zeitvertreib eine pikante Geschichte, man ist nicht dreißig Jahre lang Rechtsanwalt gewesen ohne —“  
„Na ja — na ja, Sie sind ein Intrigant Kollege“, murmelte lachend der alte Notar, „allein — doch halt ich will Ihnen eine Geschichte nach Ihrem Schnabel erzählen, aber keine Namen, strenges Amtsgeheimniß verehrter Geschäftenachfolger.“  
„Die Frau Marquise von Chaign befah in der Nähe von Argentan ein großes Besitzthum. Inmitten desselben, umgeben von Wald und Wäldern steht das herrschaftliche Schloß. Ich war von jeher Schwaller der Familie. Im Winter hielt ich mich gemöndlich einige Tage behufs Abhaltung der Holzauktionen in den herrschaftlich Chaign-

schen Wäldern auf. Die gnädige Frau, eine Fröhlingern, mit vier Kindern — zwei Töchtern und zwei Söhnen — war seit einigen Jahren Wittme. Hatte sie schon zur Zeit ihres Mannes das Obercommando geführt, so spielte sie, nachdem sie Alleinherrscherin geworden, die Befehls-haberin gegen Jedermann.  
Der kleinste Wiberipruch brachte sie in Aufregung. Dabei war sie eine Frau von energischem Auftreten, in ihren Manieren geradzu oft von verblüffender Offenheit und nicht immer zart in der Wahl ihrer Ausdrücke.  
Eines Morgens, es war im November — ich ging mit meiner Frau Arm in Arm im herrlichst entkältesten Garten spazieren — als mir mein kleiner Schreibergesuge eine Depesche brachte. Ich öffnete sie und las folgende Worte:  
„Marquise Chaign bittet dringend so schnell als möglich zu kommen.“  
Was mag denn da passiert sein? dachte ich.  
Die ganze Sache war mir vollständig unverständlich. Ein großer Geldverlust? Aber die Marquise, das wußte ich genau, war eine Feinbin aller Börsenspekulationen und mir war nicht unbekant, daß sie große Summen in baar bei ihrem Bankier haben hatte.  
Also höchstwahrscheinlich eine Krankheit oder gar ein Todesfall in ihrer Familie, aber, daß sie auch gar nicht in ihrer Depesche erwähnte, wie so und warum.  
Allein was war da weiter zu machen — einige Stunden später sah ich auf der Bahn.  
Auf dem Endbahnhofe erwartete mich bereits ein herrschaftliche Equipage und nach einer ziemlich langen Fahrt erreichte ich das Schloß zur Zeit des Abendessens. Man setzte sich bereits zur Tafel.  
Die Marquise verbindlich lächelnd, wie immer ihre Gewohnheit war, lud mich ein, mich ihr gegenüber zu setzen. Das Wahl verlief äußerst ruhig, wir unterhielten uns von gleichgiltigen Dingen.

den, bittet Unterzeichner die Vereine der Maschinen und Beier, auch Beachtung von Berathungen der Behörden auf diese wichtige Aufmerksamkeit zu machen, und den Kollegen nach nicht organisiert sind, dies in kurzer Zeit nachzubohlen, um diesen beiden anderen Mächten abzuheben. Zur Ausführung ist genehmigt K. Kirsch, Vorsteher des Verbandes der Maschinen und Beier Deutschlands, Berlin 80, Pfaffenstr. 3. — Alle arbeitenden fremdlichen Blätter werden um Abdruck bittend gebeten.

Ein Kongress nichtorganisierter Buchdrucker tagte am Sonntag in Erfurt. Der Zweck des etwa von 25 Delegirten aus 12 Städten beschlossenen Delegirtenkongresses ist die Gründung einer Arbeitslosen-Vereinigung, zu der man auch von den Prinzipalen einen möglichst hohen Beitrag erwartet. Da ein großer Theil der von indifferenten Arbeitern nach Erfurt entlassenen Vertreter wenig Glauben an die Zweckmäßigkeit und die Erfüllung der Arbeitslosen hat, so ist die Zuversicht auf das Zustandekommen dieser Sache eine äußerst schwache, zumal sich ein großer Theil dieser „Kämpfer“ bezüglich einer Beitragsleistung sehr zurückhaltend verhält. Am nun bei diesen Hinsicht vor den Blicken spottlustiger Zuschauer demotiv zu stehen, finden die Einungen bei verschiedenen Thesen statt, auch die Tagespresse hat seinen Zutritt. Eine am Sonntag Vormittag in der öffentlichen Versammlung fand gleichfalls unter Ausschluss der Öffentlichkeit statt. — Die traurige Gesellschaft, welche sich in Erfurt versammelt hat, verteilt jene Leute, welche den Reunionskampf der organisierten Buchdrucker zum Abhängen brachten, ohne aber den erwarteten Dank seitens der Arbeitgeber zu ernten. Eine „Organisation der Organisationsfeindlichen“ soll nun die Vertretung ihrer Interessen befordern.

**Aus Stadt und Land.**

**Bant, 7. Septbr.** Der für den Monat September angelegte Geringsttag findet für die Gemeinden Bant, Neuenbe und Heppens nicht statt.

**Bant, 7. Septbr.** Im Anschluß an unsere gestrige Notiz tragen wir noch nach, daß die Befugnisse für die Grund-, Gebäude-, Einkommensteuer x. am Dienstag, Mittwoch, Donnerstag und Freitag, Morgens von 8 bis 1 Uhr stattfinden. Dies zur allgemeinen Kenntniß.

**Bant, 7. Septbr.** Die diesjährige amtliche Schauung der öffentlichen Wege findet statt: Für die Gemeinde Heppens am 12., für die Gemeinde Neuenbe am 15. und für die Gemeinde Bant am 20. September. Die Wege sind bis dahin in schaufrunden Stand zu setzen, aufzurunden und gehörig zu spuren, die Weggräben und Weggruppen der Fußsteige zu reinigen, die Hecken, Bäume und Gehäuzen aufzukleiden und die Wegbegrenzung von Gestrüpp freizumachen. Nach Art. 85 der Wegordnung wird wegen unzulässiger oder mangelhafter Erfüllung der Wegspflicht eine Geldstrafe bis zu 30 Mk. erkannt werden.

**Wilhelmshaven, 7. Sept.** Wie bekannt, soll Prinz Heinrich von Preußen sich unlangst scharf und bestimmt ausgesprochen haben, so weit seine Macht reiche, die Soldatenmishandlungen und das Gift, das sie erzeugen, auszurotten. Dazu giebt es allerdings auch in der Marine Gelegenheit genug. Vor allen Dingen müßte die Unsitte abgeschafft werden, daß ganze Abtheilungen, Compagnien oder Bataillone für das Vergehen eines Einzelnen bestraft werden, was bekanntlich zu Repressalien und der bekann ten Kameradschaft führt, die bei der Marine z. B. in dem bekannten Refugium zu sehen ist. Wir würden dir den Jungfernstranz ihren Ausdruck finden. Wir haben wiederholt schon denartige Vorgänge geschildert und gezeigt, auf welche falsche Bahn durch ein solch unerhörtes grauesam Strafvorgehen das Rechtswesen nicht allein der jungen Soldaten, sondern auch der Unteroffiziere und Offiziere geleitet werden kann. Man klagt in den Kreisen der Unteroffiziere und Offiziere so häufig über die Disziplinlosigkeit der Soldaten, ganz besonders bei der Marine. Ohne Zweifel ist, wenn die Klagen berechtigt sind, außer anderen Ursachen nicht zum mindesten schuld daran — die Kultivierung der Kameradschaft, welche, wie oben schon gesagt, darauf begründet ist, daß man ganze Abtheilungen und Truppenkörper für die Vergehen, und sogar oft sehr geringe Vergehen, büßen läßt. Wir wissen, daß diese Justiz für die Unteroffiziere

und Offiziere sehr bequem und für den Delinquenten wirksam ist, freilich ohne denselben zu bessern; aber ungerecht und grausam im höchsten Grade ist sie auch. Wenn Prinz Heinrich von Preußen mit seiner Macht die's barbarische Verkommen, das aus der Zeit stammt, wo man die Soldaten wegen irgend welcher Vergehen Einzelner u. s. w. sogar bestrafte, d. h. den sechsten Mann getödtet hat, abschafft, so erwirbt er sich ein großes Verdienst. Daß es aber nicht so leicht ist, solche Unsitte aus dem Heer zu vertreiben, das geht daraus hervor, daß trotz jenem Ausspruch des Prinzen die Kameradschaft ruhig gelist, zu lässig empfohlen oder angebetet wird. So mußte z. B. unlangst die 6. Compagnie der II. Rotationsdivision mehrere Stunden nachgerzogen, weil einem Bootsmannsmannten eine Summe Geld entwendet worden war. Was wurde damit nun bezweckt? Offenbar doch nur, der Thäter sollte durch diese auf die ganze Compagnie gelegte Disziplinarstrafe erdet werden. Wäre es der Fall gewesen, so wäre diesem eine fürchterliche Tracht Prügel von seinen empörten Kollegen gewiß gewesen. Ist das aber Justiz? Ein anderer Fall. Der sonst mit Recht beliebte Führer der 4. Compagnie des genannten Truppentheils diktirte der ganzen Compagnie 10 Stunden Nachgerzogen, zu weil zwei Soldaten dieser Compagnie den Urlaub überschritten hatten. Die Empörung der Soldaten richtete sich nun begreiflicher Weise nicht gegen den Compagnieführer, der die Strafe verhängt, sondern gegen die beiden Kameraden, die den Urlaub überschritten. Sie wurden von den wüthenden Soldaten fürchterlich durchgebläut. Ist das Justiz? Wird dadurch die Disziplin gefördert oder gar die Kameradschaftlichkeit gepflegt? Die Erzieher der militärischen Jugend mögen sich die Antwort selbst geben. Ein anderer Fall. Bei der Wertheimdivision machte ein Soldat schlechte Schritte. Als ihm Vorhaltungen von dem drillenden Unteroffizier gemacht wurden, antwortete er, daß er nicht mehr könne, also daß das Schwinden seiner Körperkräfte das schlechte Exerzieren verschulde. Das wird ihm natürlich nicht geglaubt und er gießt sich auf ihn eine Fluth von Verwünschungen und Drohungen. Er mußte vor die Front treten und stehen bleiben, während der Compagnie weiter zu exerzieren wurde. Auf den Liebelthäter zeigten, rief nun der Herr Feldwebel der exerzierenden Compagnie zu: „An dem Weiterexerzieren daran ist die Schuld!“ Wollte der Herr Feldwebel mit diesem Hinweis die Theilnahme der Compagnie für den Mann erwecken? Das glaubt wohl Niemand. Aber daß er der Compagnie einen Wink mit dem Jauchhsal geben wollte, ihrem Kameraden auf die bekannte Weise die Kräfte zu stärken und ihn gehedter zu machen, wollen sie nicht durch längeres Exerzieren mit hüßen, daran denkt wohl Jeder mann. Die Kollegen wollten aber — zu ihrer Ehre sei es gesagt — diesen Wink nicht verstehen. Wir könnten die Liste noch vergrößern, wollen für heute es aber genug sein lassen und durch diese Beispiele nur zeigen, durch welche Kanäle alle das Gift läuft, das der Prinz Heinrich beiseitigen will. Das Gift ist aber, was das Schlimme ist, nicht beiseitigt, wenn einige Personen entfernt oder gewechselt werden, sondern es liegt im System, also kann nur mit der Aenderung des Systems auch dessen Auswüchse, das Gift, beiseitigt werden.

**Wilhelmshaven, 7. September.** Wenn man schon mal zur Vertreibung einer schlechten Sache aufs Land angewiesen ist, so muß man auch ordentlich lägen, denn die Redaktion des „Wilhelmshavener Tageblattes“ und sucht seinen Lesern durch folgenden Erguß, der weiß der Himmel aus welchem Walschittel entnommen ist, die grenzenlose Schleichheit der Sozialdemokraten darzutun, mit welchem Erfolg, lassen wir dahingestellt. Da jedes Wort der Kritik die Wirkung des Nachwerks nur abschwächen würde, so wollen wir es nur tiefer hängen zum

**Saudium** unserer Genossen und aller vernünftigen Leute: deren Beachtung ist der Erguß gar nicht werth. Er lautet:

Die Dynamik der sozialdemokratischen Führer behauptet sich nur durch die unerhörteste Berognaltung eines jeden Arbeiters, der auch nur zu muslen magt. Die Fälle häufen sich, wo Arbeiter, die aus irgend einem Grunde der Berognaltung des sozialdemokratischen Epiteltums verfallen waren, aus Berognaltung zum Selbstmord greifen. In einem anderen Falle ist ein Arbeiterlegen vom Gerichte gefesselt worden, weil dieser um 1 Uhr Abends „noch“ arbeitete. Hat den nur unter der Klasse fahrenden Millionen Eingez in den Reichthum zu wählen. Und das entsetzt sich über Soldatenmishandlungen. Das alte Geiselnom des Spitters und Katten! — Kastrirte „Genossen“ werden der Welt von der feilen Parteipresse alsbald in den abscheulichen Farben, entweder als Bildhinger oder als Spühbuben hingestellt. Man schimpft aber auf solche Leute erst dann, wenn sie der Partei den Rücken gekehrt haben. Auch hierbei ist Berognaltung, denn es wird dadurch Mancher vom Bruch mit der Sozialdemokratie abgehalten, dessen Beivalleben die Öffentlichkeit zu scheuen lat. Wie viele mögen wohl von der sozialdemokratischen Genossenschaft als große Parteistichter angesehen werden, die insofern noch viel mehr und schlimmeres Berg am Rücken haben, als jene, die, weil sie den Knarrschiffen und Unabhingigen beistehen, dem sozialdemokratischen Parteipöbel in den schmutzigen Farben geschildert werden!

**Oldenburg, 6. September.** Auf Veranlassung des Reichskanzlers findet zur Zeit eine Erhebung über die Zunahme der Gast- und Schankwirtschaften sowie der Kleinhandlungen mit Branntwein statt. In der Stadtgemeinde Oldenburg bekanden, wie das Gemeindeblatt mittheilt, 1879: 44 Gastwirtschaften; 1893: 75 Gastwirtschaften; 1879: 116 Schankwirtschaften; 1893: 105 Schankwirtschaften (mit Branntweinausschank); 1879: 30 Branntwein Kleinhandlungen; 1893: 26 Branntwein-Kleinhandlungen. Ferner bekanden zur Zeit 4 Schankwirtschaften (1879: 0) ohne Branntweinausschank. — Die Zahl der Schankwirtschaften hat sich demnach seit 1879 um 7 vermehrt, da es seit dem 15. Mai 1884 bestimmt ist, die Erlaubniß zu einer Schankwirtschaft von dem Nachweise eines vorhandenen Bedürfnisses abhängig zu machen. Dagegen hat sich die Zahl der Gastwirtschaften, zu denen die Konzession ohne Rücksicht auf das Vorhandensein eines Bedürfnisses erteilt werden muß, seit 1879 um 31 vermehrt, so daß jetzt auf 320 Seelen eine Gastwirtschaft entfällt (1879 auf 454 Seelen). Mancher Wirth hat nämlich die Konzession zur Gastwirtschaft erbeten, und die Kasse, eine Anzahl von Zimmern zum Logieren bereit zu halten, übernommen, der thatsächlich nur Schankwirtschaft zu betreiben beabsichtigte, aber besürdte, daß ihm die Erlaubniß zum Betriebe der Schankwirtschaft wegen mangelnden Bedürfnisses verweigert werden würde.

**Oldenburg, 6. Septbr.** (Neue Hülfstruppen für den Kriegsdienst.) Bekanntlich sind den Jägerbataillonen Hunde zugetheilt, die für den Kriegsdienst dressirt werden. Ueber diese neuen „Kameraden“ schreibt uns ein Soldat unseres Infanterie-Regiments aus dem Manöver bei Hannover, daß das ganze Regiment in Lachen ausgebrochen sei, als ihnen beim Austritten ins Feld eine ganze Compagnie Schäferhunde in militärischer Formation zu Gesicht kam. Den „Flügelmann“ an der Spitze, führten sie alle Kommandos prompt aus; in wilder Hast verbreiteten sie sich auf das Kommando „Schwärmern“ über die Haide und bei der Attacke vergaßen sie auf gegebenes Kommando gar das Hurrahrufen nicht, indem sie laut anfangen zu heulen! — Wer will nun noch behaupten, daß für neue Heeresvermehrungen kein Material mehr vorhanden sei. Man erläßt einfach die Steuer auf Schäferhunde oder der Staat nimmt die Zucht derselben in die Hand und man kommt nie in Verlegenheit, Heeresvermehrungen unterlassen zu müssen. Die vermaledeite sozialistische Presse aber — und das ist ein Hauptvortheil — wird bald über Mishandlungen in der Armee schweigen müssen, denn die Hundetruppen nehmen es damit nicht so peinlich!

**Oldenburg, 6. September.** Ein seltenes hohes Alter hat der Geheimre Rath Erdmann hier selbst erreicht, indem derselbe am gestrigen Tage im Bade Deynhausen, wo er zur Zeit weilte, seinen hundertsten Geburtstag in voller Lebensfrische und Gesundheit feierte. Viel Kammer und Sorgen, Noth und Entbehrungen wird der Herr Rath in seinem Leben jedenfalls nicht durchgemacht haben.

**Ver mis ch tes.**

— Eine geradezu unbegreifliche Wilde ließ dieser Tage die 3. Penitenzstrammer des Dresdener Landgerichts einen Delinquentenverwalter Zähne mit Nadeln, gegenüber walten. Der 28 Jahre alte Angeklagte ist Delinquentenverwalter des Rittergutes Lauscha bei Radeburg. Ein dort in Stellung befindlicher alter Arbeiter, der ein lahmes Bein hatte, wollte eines Morgens die ihm obliegende Arbeit, früh vier Uhr Wasserpumpen, nicht verrichten. Zähne sagte dem Mann, schüttelte ihn, ließ ihn mit der Faust ins Gesicht, und stieß und schob ihn nach der Kammer hin. Der Arbeiter ging jedoch wieder weg und Zähne trug oder schleppte ihn jetzt dahin, ließ ihn dann fallen, so daß er stürzte und schließlich ein Bein brach. Zähne wurde mit 15 Mk. Geldstrafe belegt. Jede weitere Bemerkung ist überflüssig.

— Wohl noch nicht dagewesen. Der „Sächs. Arb. Ztg.“ berichtet man aus Annaberg über folgenden höchst sonderbaren Fall, der aber zur Nachahmung zu empfehlen ist: Das über die dortige Wirtschaft „Velloune“ verhängte Militärverbot zeitigt eine Erleichterung, die uns in Deutschland ungemohnt ist — der Spießbürger lehnt sich offen gegen die Militärbehörden auf. Die „reichstreu“ Bürger haben in demonstrativer Weise das — Sedanfest bei dem Wirth abgehalten, um ihn für die Verluste zu entschädigen, die er durch den Militärboykott erlitten hat.

**Schwärzer.**

Freitag, den 8. September Novm. 11, 16. Nachm. 12.—

Währendem nahm ich auch Gelegenheit, einen Blick auf die übrigen Familienmitglieder zu werfen.

Besonders fiel mir das hübsche Weib der sonst so lebhaften ältesten Tochter des Hauses auf.

Charlotte, so hieß sie mit Namen, war damals etwa zwanzig Jahre alt, groß, von voller Gestalt, frisch und strotzend von Gesundheit.

Waren ihre Gesichtszüge auch nicht regelmäßig, so war sie doch ein Mädchen, das einem gefallen konnte. trotz der kleinen durchdringenden Augen und dem Anflug eines schwarzen Schnurrbartes — sicherlich — man sah es ihr an — sie besaß ein heißes Blut —

„Na, das heißt, Papa Delanoy — das nehmen Sie mir nicht übel, Sie scheinen darin ein gewiegter Kenner zu sein“, unterbrach der junge Advokat den Alten lachend.

Der alte Notar zuckte die Achseln, lächelte stillergerührt und fuhr fort: „Die zweite Tochter war blond — bleich — ein wenig mager, aber sie besaß ein zartes, anmuthiges Gesicht, einen sanften Blick und ein entzückend schönes Haar.“

Nach dem Diner gab Frau von Etting den Kindern ein Zeichen, dieselben begaben sich in ihre Schlafgemächer und wir beiden Alten blieben allein, jeder von uns in einem Vollerhuß rechts und links von Ramin.

„Mein lieber Herr Delanoy, hob die Marquise an, Sie sind gewiß sehr überrascht gewesen, als Sie meine Depesche erhielten, Sie werden schwerlich errathen, warum es sich handelt.“

„In der That, Madame, es ist mir ein Räthsel.“

„Aun gut, ich habe eine Bitte an Sie und das ist in kurzen Worten folgende: Besorgen Sie mir innerhalb vierzehn Tagen einen Mann für meine älteste Tochter — einen Mann — gleichviel, was für einen.“

„Sie meinen Madame?“

„Sie ist schwanger.“

„Oh!“

Nach einigen Augenblicken in meiner vollständigen Verblüfftheit, und nur um etwas zu sagen, fragte ich: „Aber mein Gott, wie ist das zugegangen?“

„Ach, fragen Sie doch nicht so einfältig, Sie alter Praktikus, fuhr mich die Marquise an, (und wenn ich sie und ihre Art und Weise nicht gekannt hätte, so hätte ich mich wohl beleidigt fühlen können).“ Die Frauensleute kommen alle mit einander in gleicher Weise zu ihren Kindern. Meine Mutter kamme es um dem Eliaß und hat mich ein deutliches Sprichwort gelehrt:

„Blut und Glas und Jungfernschaft, Das sind der Dinge drei, u. s. w. u. s. w.“

„Und so ist es wohl leider auch hier; Blut und Glas und Jungfernschaft sind entweiht; entgegnete ich feusend; — aber wenn ich fragen darf, wer ist der Verführer?“

„Verführer — ach dummes Zeug — Sie werden leicht ermeinen können, wer verführt hat und wer verführt worden ist, wenn ich Ihnen sage, der Kerl dazu das ist Firmin der Ruffler — ich habe ihn natürlich sofort weggejagt: einen Ruffler soll meine Tochter doch nicht beirathen. Nun ist es Ihre Sache, schaffen Sie einen anderen Bräutigam herbei.“

„Aber, mein Gott, das geht doch nicht so rasch, man muß doch —“

„Nichts muß man — kurz und gut — Sie legen eine Annonce in ausländischen Zeitungen, es wird schon auf der Welt ein passendes Individuum zu kaufen sein.“

Mein Wille und mein Entschluß ist folgender: Ich will einen absoluten Bruch mit ihr — für immer. Ich will — verstehen Sie? — ich will, daß sie und ihr Mann durch einen schriftlichen Eid sich verpflichten, für ewige Zeiten mir nicht wieder unter die Augen zu treten und für sich und ihre Erben auf meinen Nachlaß verzichten.“

(Fortsetzung folgt.)

